Morgen-Ausgabe. **Nr. 1.** Neue **Nr. 1.** Morgen-Ausgabe.

Berlin, Sonntag, den 1. Januar 1893. Berlin, Sonntag, den 1. Januar 1893.

Dies Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig, mit Botenlohn 8 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne № wird mit 10 Pfennig berechnet.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Königgrätzer-Straße № 15. und die bekannten Spediteure. Insertions-Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Preußische Zeitung.

Vorwärts mit Gott für König und Vaterland

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

Berlin, 31. Dezember. (W. T. B.) Der Abgeordnete Peter Reichensperger ist heute Abend 6 Uhr 50 Min. gestorben.

Saarbrücken, 31. Dezember, Nachm. 4 Uhr 30 Minuten. (W. T. B.) Der Vorsitzende des Rechtsschutzvereins Warken ist soeben verhaftet und dem Untersuchungsrichter vorgeführt worden.

* **Wien**, 31. Dezember. (Privat-Telegramm.) Allseitig wird bestätigt, daß die letzttägigen finanziellen Berathungen und Konferenzen zu einem befriedigenden Ergebniß geführt haben und den planmäßigen Beginn der mit der Valuta-Regulirung zusammenhängenden Operation nach Neujahr ermöglichen. — Es wird bestätigt, daß die Beseitigung des Streites wegen des Staatsbahn-Prioritäten-Kupons eingeleitet ist; das Fallenlassen der Kuponkürzung erscheint als gesichert. — Von zuständiger Seite wird der neuerlichen Erörterung über die zweijährige Dienstzeit in Oesterreich jede aktuelle Bedeutung abgesprochen.

Wien, 31. Dezember. (W. T. B.) Der Handelsminister Marquis de Bacquehem hat an sämmtliche Eisenbahn-Verwaltungen einen Zirkular-Erlaß gerichtet, in welchem er dieselben über den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen wegen einer einheitlichen Neuregelung des Refaktienwesens unterrichtet. Es sollen Dispense vor der Veröffentlichung nur bezüglich derjenigen Refaktien bewilligt werden, welche für öffentliche und wohlthätige Zwecke gewährt worden sind. Der Erlaß fordert die Bahnverwaltungen auf, diese Bestimmung mit Rücksicht auf die Berner Konvention sofort anzuwenden. — Der Staatsvertrag über die von Oesterreich-Ungarn und der Schweiz gemeinsam durchzuführende Rheinregulirung ist gestern von dem Minister des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, und dem eidgenössischen Gesandten Aepli unterzeichnet worden.

* **Rom**, 31. Dezember. (Privat-Telegramm.) Der vatikanische „Moniteur“ dementirt ausdrücklich die Blättermeldung, daß die Kurie die ungarischen Vorschläge, betreffend die Zivil-Ehe angenommen habe.

Madrid, 31. Dezember. (W. T. B.) Hier fand heute eine öffentliche Kundgebung beschäftigungsloser Arbeiter statt. Die Polizei zerstreute dieselben mit der blanken Waffe.

Brüssel, 31. Dezember. (W. T. B.) Aus unterrichteten Kreisen wird mitgetheilt, daß man infolge der seitens Frankreichs erfolgten Ablehnung des französisch-schweizerischen Handelsübereinkommens auch eine Ablehnung Frankreichs, mit Belgien in handelspolitische Unterhandlungen einzutreten, voraussehe. Belgien würde in solchem Falle, lediglich seine spezifischen Interessen ins Auge fassend, von seiner Aktionsfreiheit Gebrauch machen. Zwischen Belgien und Frankreich bestehe ohnehin keinerlei handelspolitisches Uebereinkommen, sondern lediglich ein einfacher modus vivendi, dem jederzeit ein Ziel gesetzt werden könne.

Petersburg, 31. Dezember. (W. T. B.) Bisherige Hauptaktionäre der Moskau-Kursker Eisenbahn machten der Regierung das Angebot, die Eisenbahn in Pacht nehmen zu wollen. Die Regierung lehnte ab. — Im Jahre 1893 werden vier neue Serien Tresorscheine ausgegeben werden, die zur Deckung von zwei Serien von 1889 und drei Serien von 1885 bestimmt sind. — Das Ministerium für Verkehrswege legte dem Reichsrath den Plan für den Bau des Perekop-Kanals durch ein Privat-Konsortium vor.

* **Belgrad**, 31. Dezember. (Privat-Telegramm.) Auf Befehl der Regentschaft wurden mehrere Offiziere wegen der Theilnahme an oppositionellen politischen Agitationen suspendirt.

Ein Rückblick auf die innere Politik.

Das Jahr 1892, das nun hinter uns liegt, verdient in den äußeren Beziehungen der Völker zu einander keinen besonders hervorragenden Platz einzunehmen. In dieser Hinsicht ist alles so ziemlich geblieben wie es war. Für die inneren Zustände dagegen ist es in mehr als einem Falle bedeutsam geworden; vornehmlich für Deutschland und Preußen, mit denen wir es hier allein zu thun haben. Wie sah es denn zu Anfang des Jahres bei uns aus? Dem preußischen Landtage war eine Vorlage zugegangen, die ihre Schatten von dem Tage an vorausgeworfen hatte, da der Ober-Präsident von Posen, Graf Zedlitz-Trützschler sein Amt als Kultusminister angetreten. Denn in der Person dieses echten Staatsmannes, in dem geistige Kraft und sittliches Wollen in sehr „unmodernem“ Grade vereinigt waren, erblickte der Liberalismus in seiner Gesammtheit bis tief in die Reihen des Freikonservatismus hinein vom ersten Augenblick an der Feind, während alles, was keine Wurzeln in der christlichen Weltanschauung hatte, in ihm den Bannerträger einer besseren Zukunft sah. Heute, wo er den Sitz, den er nur kurze Zeit einnehmen sollte, längst geräumt, geziemt es sich für uns, die er an seiner Seite nie vermißt, offen und ohne Rückhalt nochmals auszusprechen, daß er, so viel an ihm, gethan, um diesen Erwartungen gerecht zu werden. Mit klarem Blick und fester Hand hat er an der rechten Stelle eingesetzt. Das Volksschulgesetz, obwohl es im Grunde nicht viel Neues brachte, bezeichnete den wunden Fleck in unserem öffentlichen Leben, und eben weil es das that, weil es gleich einem Fanale weit über das Land, ja über alle Lande strahlte, weil es den Weg zu weisen auserlesen war, der allein zum Aufbau eines wahrhaft christlichen und darum auch wahrhaft monarchischen Staatswesens führen kann — darum erhob sich alsbald ein toller Lärm bei allen denen, die in diesem Wege für sich den Weg zum Abgrund sahen. Es giebt ihrer nicht so viele, als man glaubt, weil sie einer tausendköpfigen Presse mächtig sind. Aber diese stärkste Waffe unserer Zeit verstanden sie in vollem Maße zu gebrauchen. Durch Wochen hörte man in Deutschland nichts als das Geschrei, zu dem die „Macher“ kunstreich anzustacheln wußten. Uns hat es keinen Augenblick getäuscht. Wir haben stets gewußt und Tag für Tag gesagt, daß das Volk, dem all dies Toben galt, im Grunde kalt und theilnahmlos bei Seite stand; wohlgemerkt, soweit die Gegner es für sich in Anspruch nehmen. Was christliches und kirchliches Verständniß hatte, war fast ausnahmslos bei uns. Wir sagen: fast ausnahmslos, denn wir wissen wohl und haben das auch damals zugegeben, daß ein wenn auch geringer Bruchtheil, vom konfessionellen Vorurtheil beherrscht, sich von uns trennte. Der Volksvertretung, die hier zu entscheiden hatte, konnte die Regierung völlig sicher sein. Man hat das Gegentheil fanatisch starr verfochten; doch niemals den Beweis dafür erbracht, während wir auf den Gang der Verhandlungen selbst hindeuten dürfen, die uns vom Anfang bis zu Ende Recht gegeben haben.

Das Ende freilich kam zu früh, als daß es zum Abschluß hätte werden können. Mitten in die hoffnungsreich begonnene Arbeit fiel es jäh hinein. Graf Zedlitz trug sein Schicksal wie ein Mann: er ging, und selbst die schlimmsten Gegner auf der linken Seite wagten nicht, ihn laut zu schmähen, wie sehr sie sich auch seines Abganges freuten. Die schwerste Kränkung wurde ihm von Männern zugefügt, die es für die beste Bethätigung konservativer Gesinnung hallen, den Gegnern freie Bahn zu schaffen, wo es irgend geht.

Daß und weshalb dieser nächste Zweck nicht erreicht worden ist, wissen seine Väter jetzt wohl selbst. Der Gesammtheit aber ist mit dem Falle des Volksschulgesetzes ein Schaden geschehen, der vielleicht nie wieder gut gemacht werden kann und wird. Denn das Vertrauen, welches die Regierung in ungewöhnlich hohem Maß genoß, in einem Maße, wie man es seit den besten Zeiten Bismarcks nicht gekannt, ist durch jenen verhängnißvollen Vorgang stark erschüttert worden, so stark, daß auch die Liberalen insgesammt, so sehr sie sich zunächst befriedigt zeigten, über die Eindrücke des März 1892 nicht hinweg gekommen sind. Alles ist ungewiß geworden, und niemand weiß, wohin der Weg ihn führt.

Wer das bezweifeln wollte, den brauchen wir nur auf die Lage hinzuweisen, wie sie uns beim Jahresschluß sich zeigt. Zwar im einzelnen, wo sich noch zielbewußtes Wollen fühlbar macht, stockt die Arbeit nicht. Die Steuervorlagen des Finanzministers sind vom Abgeordnetenhause alles in allem mit der Befriedigung aufgenommen worden, die der Achtung vor einer ernsten Leistung ziemt, und wir haben guten Grund zu glauben, daß das Ende das Werk zu krönen berufen sein werde, an dem die Volksvertretung thätig ist. Wie aber sieht es anderweitig aus, wo doch Interessen auf dem Spiele stehen, die ihres Zusammenhanges mit der nationalen Sicherheit und Ehre wegen noch viel schwerer wiegen? Der Reichstag soll über die künftige Verfassung des deutschen Heeres entscheiden, und doch ist keine Partei bereit, mit ganzer Kraft und frischem Muthe für diese Sache einzutreten. Dem tausendstimmigen Nein, das aus jeder Richtung tönt, begegnet kaum hin und wieder ein schwaches Ja, das sich mit vielen Vorbehalten deckt. Zum Theil, das haben wir schon oft betont, liegt das in den Dingen selbst; darin, daß keine Partei in der Vorlage wiederfindet, was sie wünscht und will; nicht minder aber auch eben in der matten lustlosen jeder Zukraft entbehrenden Stimmung, auf welche seit der obenerwähnten Erfahrung, von der bewußten Ausnahme abgesehen, sei es in Preußen, sei es im Reiche alles stößt, was die Regierung plant. Oder meint man etwa, daß das Zentrum, das vor der Einbringung des Volksschulgesetzes allen Grund zu haben schien, seines Einflusses trotz Windthorsts Scheiden froh zu sein, nach der schweren Enttäuschung der Märztage noch von derselben Neigung erfüllt sein könne, sich „entgegenkommend“ zu erweisen, die vordem wahrgenommen werden konnte? In die alte Oppositionsstellung zwar ist es nicht zurückgetreten, wohl aber steht es da „kühl bis ans Herz hinan“, vor allem darauf bedacht, die eigene Stellung bei den Massen zu bewahren und sich für die kommenden Wahlen den Boden sorglich zu bereiten. Von diesem Standpunkte aus aber meint es in der Militärfrage nicht über die Linie hinausgehen zu dürfen, die auch von dem Freisinn und, bis jetzt wenigstens, von den Nationalliberalen eingehalten wird: zweijährige Dienstzeit auf verfassungsmäßiger Grundlage ohne wesentliche Erhöhung der Friedensstärke. Vergebens wird halbamtlich einmal über das andere ausgeführt, daß die Durchführung dieses Planes mit der politischen und militärischen Sicherheit Deutschlands unverträglich sei; aus den Reden Dr. Liebers hallte es erst kürzlich noch zurück: darüber hinaus keinen Mann und keinen Groschen! Da sich nun aber Freisinnige, Sozialdemokraten, Welfen u. s. w., wenn auch aus Gründen abweichender Art ebenso wenig „rühren“ lassen würden, so bliebe, selbst wenn die Nationalliberalen, alter Uebung folgend, zwischen zweiter und dritter Lesung „einschwenken“ sollten, doch in keinem Falle eine Mehrheit übrig, welche den vom „Kons. Wochenblatte“ angerathenen „Konflikt“ durchzufechten in der Lage wäre.

Die Konservativen sind nie verwöhnt worden, namentlich im Jahre 1891 nicht, das uns die Landgemeindeordnung in Preußen und die Handelsverträge im Reiche gebracht hat. Ihre Stellung zur Militärvorlage kann weder durch diese Erinnerungen, noch durch die an das Volksschulgesetz beeinflußt werden; Begeisterung aber darf man auch von ihnen nicht verlangen. Wenn sie sich gleich dazu entschließen könnten, für den ganzen Plan der verbündeten Regierungen einzutreten, so vergessen sie doch nicht, welche Opfer an Geld und Menschenkraft dieser Plan im besonderen auch der Landwirthschaft des ohnehin schon schwer bedrängten Ostens zumuthen würde, und nicht ohne Verstimmung können sie daran denken, wie kurz und kalt meist abgewiesen wird, was sie zur Besserung dieser Lage vorzuschlagen hätten. Der Reichskanzler scheint es als seine Aufgabe anzusehen, alle Parteien von sich fern zu halten; den Konservativen gegenüber aber betont er diesen Standpunkt stets besonders scharf. Auf die Unfreundlichkeit, mit der er sich zur Währungsfrage geäußert hat, wollen wir nicht zurückkommen; daß dieselbe Gelegenheit aber benutzt worden ist, um der konservativen Partei den Vorwurf des „Demagogenthums“ zu machen, läßt sich nicht schweigend übergehen. Die Richtung, in der sich die von uns beabsichtigte Programmrevision bewegen sollte, war den leitenden Kreisen, wie übrigens aller Welt, lange vor dem Parteitage genau bekannt. Wenn diese Richtung ernstlich gemißbilligt worden wäre, so hätte sich wohl eine Form finden lassen, dies vor dem entscheidenden Tage kundzuthun. Aus den eigenen Worten des Reichskanzlers geht aber hervor, daß dies nicht der Fall ist; um so kränkender mußte es sein, daß der Eindruck gewisser Aeußerlichkeiten in der schroffen Weise zur Erscheinung kam, als es am 12. Dezember v. J. im Reichstage geschah. Schaden hat uns das zwar nicht gethan, weil hier ein Irrthum obgewaltet hatte, der später zugestanden worden ist, und auch aus anderen Gründen noch, die schon angedeutet worden sind. Allein das subjektive Moment wirkt von unserem Standpunkte eben doch erkältend nach, während andere Leute nicht gewonnen worden sind. Man sehe sich nur die Neujahrsrückblicke der liberalen Blätter an! Finster und voller Sorge sehen sie in die Zeit. Nicht lediglich darum allerdings, weil ihnen die Regierung nicht gefällt, ein anderes ist es in Wahrheit noch, was sie nicht wenig drückt. Dieses andere aber dient dazu, uns in gewissem Sinne frischen Muth zu machen, obwohl uns der schwere Ernst der Gegenwart doch wahrlich nicht entgeht. Dank der klärenden Wirkung, welche der Fall des Volksschulgesetzes in weiten Kreisen der christlich und konservativ gesinnten Bevölkerung hervorgebracht, ist es gelungen, gegen Schluß des Jahres, die schon 1891 angeregte Umgestaltung unseres Programms von 1876 im Sinne der Zeit durchzuführen. Damit hat die konservative Partei sich grundsätzlich den Boden geschaffen, auf dem sie den Kampf mit den Schwierigkeiten der Zukunft getrost aufzunehmen vermag, wenn das auch keineswegs gegen alle Wechselfälle dieser Zukunft sicherstellt. Was es aber mit diesem post hoc auf sich hat, wissen wir sehr gut. Man würde gleich ein propter hoc daran zu zimmern suchen, d. h. jeden Mißerfolg dem neuen Programm in die Schuhe schieben, ohne nach den sonstigen Veranlassungen zu fragen, die unaufhörlich wechselnd auf die Männer des allgemeinen Stimmrechts wirken. Darauf aber sind wir gefaßt, und es beirrt uns nicht, weil es das Wesen der Dinge selber nicht berührt, sondern nur die Form, in die sie sich vorübergehend kleiden. Das Wesen der Dinge aber besteht für uns darin, daß auf dem festen Grunde christlicher und dann auch echt monarchischer Denkweise eine neue Gesellschaft aufgebaut werden soll, die sich nicht auf die Scheinfreiheit politischer Formeln stützt, sondern auf den wirklichen Bedürfnissen des Lebens ruht, wie sie sich für uns in dem einen Wort: bescheidene Unabhängigkeit zusammenfaßt. Ohne ein gewisses Maß von Unabhängigkeit kann sich kein Charakter entwickeln. Wenn die Unabhängigkeit aber nicht bescheiden ist, hört sie bald auf zu sein.

Den unerbittlichsten Gegensatz zu diesen Gedanken bildet da das herrschende kapitalistische System, das von der Vernichtung jeder Unabhängigkeit, innerer wie äußerer, lebt. Daß aber das Judenthum den Hauptträger dieses Systems in der Gegenwart darstellt, kann nicht, wie manche, und selbst sehr bedeutende Leute glauben, ein bloßer Zufall sein, sondern ist in der Geschichte, wie in der besonderen Begabung tief begründet, und das wiederum nöthigt uns, dem Kampfe eine so zu sagen persönliche Spitze zu geben, die wir an sich lieber vermeiden möchten, weil das Persönliche leicht zum Hasse reizt. Was wir wünschen, entscheidet hier aber nicht, sondern darauf, was wir müssen, kommt es an. Nach Lage der Dinge können wir es nicht vermeiden, mittelbar und unmittelbar gegen das Judenthum Stellung zu nehmen, und weil wir es nicht können, wollen wir es auch nicht.

Ob dies demagogisch gedacht ist, wie die „Nat.-Zeitung“ so eben erst wieder zu verstehen giebt, mögen sich diejenigen sagen, die, ohne zu uns zu gehören, die Welt doch nicht durch die Brille des Börsenliberalismus ansehen. Wäre es so, wie das Blatt behauptet, dann hätte es nie eine Reformbewegung im guten Sinne gegeben; denn ohne Kampf gegen das Bestehende geht es dabei nicht ab. Ebenso aber ist es für jedes niedergehende System bezeichnend, daß es die Kritik nicht duldet und den Kampf gegen die Entartung seines Kreises für Aufruhr schlechtweg erklärt. Das haben die Liberalen, so lange sie in der Minderheit waren, sehr beredt gelehrt. Heute, wo sie die Kassenschlüssel haben, wollen sie nichts mehr davon hören. Die Entwickelung der Dinge aber bleibt nicht stehen, und das abgelaufene Jahr hat sie um ein vielleicht nicht ganz geringes Stück gefördert.

Aus England.

* **London**, 29. Dezember. Die englische Königsfamilie wird bei der Trauung des Prinzen Friedrich von Hessen und der Prinzessin Margarethe von Preußen durch den Herzog von York, den Herzog und die Herzogin von Edinburg und Prinz Alfred und Prinzessin Viktoria von Edinburg, den Herzog und die Herzogin von Connaught und den Prinzen und die Prinzessin Christian und die Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein vertreten sein. Prinz und Prinzessin Friedrich von Hessen werden die Königin voraussichtlich anfangs März in Windsor besuchen.

Es verlautet, daß die Königin Viktoria zu Osborne bis Mitte Februar residiren, dann aber Windsor Castle noch zu einmonatlichem Aufenthalte vor ihrer Abreise nach Florenz zu beziehen gedenkt. An der Reise nach Italien, die zwischen dem 15. bis zum 22. März angetreten werden soll, werden die Prinzessin Beatrice und der Prinz Heinrich von Battenberg theilnehmen. In ihrem Gefolge werden sich die verwittwete Lady Churchill, Sir Henry Ponsonby, der Privat-Sekretär der Königin, Major Bogge, der Sekretär für Indien und eine Palastdame befinden. Die Reise geht von Portsmouth über Cherbourg direkt nach Florenz. Die Villa Palmieri bei Florenz, in der die Königin einen Monat zu residiren gedenkt, ist ihr von der verwittweten Gräfin von Crawford und Balcarres zur Verfügung gestellt worden. Das Gerücht von einem Aufenthalt der Königin in Rom erweist sich, wie erwähnt, als unbegründet, als beglaubigt dagegen die Meldung, daß das italienische Königspaar während der Zeit, da die Königin von England in der Villa Palmieri weilt, sich auf 8 Tage nach Florenz zu begeben vor hat.

Eine Kgl. Kommission ist (wie schon kurz gemeldet) eingesetzt worden, um zu untersuchen: „Ob Veränderungen in dem jetzigen System der Armenpflege erforderlich wären im Interesse arbeitsunfähiger alter Leute, oder welche Hülfe denselben anderweitig zu Theil werden könne“. Lord Aberdare wird den Vorsitz führen. Mitglieder der Kommission sind: der Prinz von Wales, Lord Lingen, Lord Brassey, Lord Playfair, Joseph Chamberlain, C. T. Ritchie, Sir H. G. Maxwell, C. S. Roundell, James Stuart, Dr. W. A. Hunter, Joseph Arch, Albert Pell, Henry Broadhurst, J. J. Henley, Charles Booth, C. S. Loch, A. C. Humphreys-Owen, J. J. Stockall. Wie man sieht, gehören Mitglieder beider politischer Parteien der Kommission an.

Auch zum Schutz des Towers von London sind dem Vernehmen nach die umfassendsten militärischen Schutzmaßregeln getroffen worden. Am Werft, auf den Wällen, an der Zugbrücke zur Burg, wie beim Aufgang zum Bergbügel sind Tag und Nacht Posten stationirt. Die alte Festung, welche Kronjuwelen und werthvolle alte Waffenbestände birgt, wird besonders bewacht.

Die „United Service Gazette“ gestattet in ihrer Weihnachtsnummer einen intimen Blick in die Beitragsleistung der englischen Kolonieen für die in ihnen garnisonirenden Truppen. Den Anlaß hierzu gab die „Singapore Free Preß“, welche gelegentlich der am 11. November d. vollzogenen Ablösung des zweiten Bataillons Northamptonshire-Regiments durch ein Bataillon vom Lincolnshire-Regiment lakonisch meldete: „Während für Singapore durch den Staatssekretär für die Kolonieen ein Bataillon europäischer Infanterie in der Stärke von 1013 garantirt ist, landete die „Himalaya“ am genannten Tage nur 793 Mann. Die nackte Thatsache, daß somit unsere Kolonie für 220 nicht vorhandene Soldaten eine Beitragszahlung zu leisten verpflichtet ist, redet Bände.“ „United Service Gazette“ bezieht sich dann in ihren Auslassungen auf eine Depesche, welche Sir Cecil Clementi, Gouverneur der Straits-Settlements, am 2. März 1892 an den Staatssekretär richtete. In dieser wird über die schwere finanzielle Belastung der Beitragsleistung für den militärischen Schutz Klage geführt, wobei das Hauptargument der Vergleich der ihm unterstehenden mit anderen Kron-Kolonieen bildet. In dieser Beziehung kann aber, nach Meinung der „United Service Gazette“, nicht nach einem Maßstabe gemessen werden, da, wie bekannt, der Werth der englischen außereuropäischen Besitzungen, ihre Lage, ihre Hülfsquellen u. s. w. zu verschieden seien.

Feuilleton.

Ein Versprechen.

Von A. v. Liliencron.

[Nachdruck verboten.]

Motto:
Das Glück ist die Liebe,
Die Lieb' ist das Glück.
Ich hab' es gesagt
Und nehm's nicht zurück.

I.

Es war ein dunkler Novemberabend 1869. Graue Wolkenschatten jagten vom Winde gepeitscht über den bleichen Mond, der sich vergebens bemühte, ein mattes Licht zu verbreiten. Immer finsterer wurde das Gewölk um ihn, und immer vergeblicher sein Kampf, mit freundlichem Strahl die graue Wolkenwand zu durchdringen. Müde gab er das nutzlose Ringen auf und ließ ungehindert die Elemente ihr Spiel treiben.

Draußen auf der Erde wirbelten jetzt die Schneeflocken in immer dichteren Massen umher, der Wind hatte sich zum Sturm gesteigert, und trieb mit jäher Gewalt die Meereswellen gegen den Strand der Insel Rügen. Hoch an den Kreidefelsen hinauf spritzte der weiße Schaum, um sich dann zischend zu verlaufen, wenn eine neue Woge nahte und das perlengekrönte Haupt gegen die Uferwand stieß. Nur dumpf klang dies gewaltige Getöse bis zu dem alten schloßartigen Hause, das nicht weit vom Meeresstrande lag. Auch hier tobte das Unwetter, heulte der Sturm um die Giebel, rüttelte an der Fahnenstange und zog durch die Kronen der stolzen Eichen, so daß es wie Aechzen aus den Zweigen klang. Aber mitten in diesem Aufruhr der Natur lag das Haus wie eine Friedensstätte, wie ein Zufluchtsort, für sturmbedrängte Seelen. Die festen Mauern boten dem Sturm Trotz und aus den hohen Fenstern des Mittelbaues strahlte ein freundliches Licht weit hinaus in die Dunkelheit. Die Schneeflocken, die vom Winde müde gejagt, gegen die Fenster getrieben wurden, schmiegten sich fest an die Scheiben und rollten langsam in zögernden Tropfen herab. Es war, als wollten sie sich nur ungern von dem behaglichen Bilde trennen, das das Innere des Zimmers ihnen bot.

„Da drinnen ist gut sein,“ flüsterte die Epheuranke den weißen Sternen zu, die sich an ihre Blätter hingen, „ich schaute oft hier hinein zu Sommerszeiten, wenn die Fenster weit offen standen und ich das fröhliche Plaudern und herzliche Lachen hören konnte, oder an kalten Wintertagen wie heute, wo drinnen das Feuer prasselt und sie so traulich zusammen sitzen, die freundlichen Menschen. Oh, ich kenne sie wohl und habe sie lieb, so lieb!“

Ein scharfer Windstoß fuhr um die Ecke, er riß an der Epheuranke, daß die weißen Sterne zur Erde fielen und der schlanke Zweig hart an das Fenster schlug.

Stunde auf Stunde verrann, der Schnee wirbelte nicht mehr, auch der Sturm hatte nachgelassen und klagte nur noch leise in den Baumwipfeln, hin und wieder einmal jäh auffahrend, wie das letzte Aufschluchzen eines Kindes, das sich müde geweint hat. Siegreich drang der Mond durch die Wolken und beleuchtete die schneeige Landschaft. Im Hause war der Mittelbau dunkel geworden, nur aus einzelnen Fenstern strahlte noch ein einsames Licht heraus. Drunten im Hofe schlug eine Dogge ihr tiefes Gebell an, das ungeduldige Stampfen eines Pferdes klang dazwischen, und jetzt ein helles Wiehern, als die Thorflügel des Portals geöffnet wurden.

Der junge Bursche, der das Pferd hielt, mußte lange warten, und mit anmuthigem Zureden und Klopfen das feurige Thier beruhigen. Es half nichts, daß die feinen Hufe des Rappen dröhnend das Pflaster schlugen, und daß der Bursche sehnsüchtig die Treppe hinauf schaute und die müden Augen rieb, sie mußten beide Geduld lernen, denn der Erwartete schien keine Eile zu haben dies behagliche Heim zu verlassen.

Jetzt wurde oben eine Thür geöffnet, die zugleich heftig in das Schloß fiel, ein rascher Schritt eilte die Treppe hinab und gleich darauf stand ein junger Reitersmann neben dem Pferde. Den Hut tief in die Stirn gedrückt, die Gerte in der Hand, schwang er sich auf den Rappen.

Ein Ruf tönte von oben herab. Der Bursche, der dem Reiter die Zügel bot, schaute die Treppe hinauf und sah eine leichte Gestalt sich weit über das Geländer lehnen.

„Herbert,“ klang es noch einmal von dort her, während eine kleine Hand sich weit ausstreckte als wolle sie den Enteilenden zurückhalten.

Dem Burschen blieb keine Zeit, den Reiter darauf aufmerksam zu machen, denn die Zügel wurden ihm entrissen und er mußte zur Seite springen, um dem Pferde auszuweichen, das sich jäh aufbäumte und dann mit mächtigem Satze vorwärts stürmte.

Aergerlich brummte der Bursche einige unverständliche Worte vor sich hin, schloß die knarrenden Thorflügel und eilte zur warmen Stube zurück.

Zugleich aber öffnete sich die Seitenpforte des Hauses und ließ eine zierliche Mädchengestalt, in ein dichtes Tuch gehüllt, hindurchschlüpfen. Einen Augenblick stand diese zögernd auf der Schwelle, die Hände fest auf das Herz gepreßt. Nur einen Moment schien sie zu überlegen, dann eilte sie leichtfüßig wie ein gejagtes Reh, eine schmale Allee entlang.

Das pochende Herz, die Seelenangst, die aus den bangen Augen sprach, gab dem Laufe Flügel. Athemlos, mit zitternden Knieen, erreichte sie am Ende des Parks eine Brücke, die zur Landstraße führte, welche sich vom Hause ab in weitem Bogen durch das Dorf bis hierher zog.

Sie lauschte gespannt — wenige Schritte von ihr tönte der gleichmäßige Hufschlag eines Pferdes. „Gott sei Dank, noch nicht zu spät,“ flüsterte sie und eilte an das Ende der Brücke, in dem Augenblick, als der Reiter aus dem Waldesdunkel heraus kam und um die Ecke bog.

Das Pferd, erschreckt durch die plötzliche Erscheinung, sprang zur Seite, doch der Reiter hielt es fest im Zügel und zwang es zum Stillstehen. Kein Laut der Ueberraschung, keine Frage kam über seine Lippen, nur finster, mit zusammengezogenen Brauen blickte er auf das Mädchen.

Sie war dicht an ihn herangetreten, der rasche Lauf hatte ihr den Athem geraubt, ihre Hand griff nach dem Sattelknopf, als wolle sie dem Reiter wehren, fortzujagen, ehe er ihr geantwortet hätte.

„Du darfst nicht so von mir gehen, darfst mich nicht so verlassen,“ kam es abgerissen von ihren Lippen, „mit dieser quälenden Unklarheit in der Seele kann ich keinen ruhigen Gedanken fassen! Du nimmst mir meinen Frieden, mein Glück!“

Er ließ sie nicht weiter sprechen, seine Hand umschloß die ihre, wie mit eisernem Griff, und seine Augen bohrten sich tief in die dunklen Sterne, die flehend zu ihm erhoben waren, und sich langsam mit Thränen füllten.

„Dein Glück, Deinen Frieden nehme ich Dir,“ unterbrach er sie, „und was hast denn Du mir genommen, Mädchen! Alles, alles wonach ich seit Jahren gestrebt, alles was ich so sicher mein wähnte, daß kein Gedanke mehr durch mein Herz zog, der sich nicht mit diesem Glück verknüpft hätte, dies alles willst Du mit einem Wort zerstören, und stößt es von Dir, als wäre es nicht des Aufhebens werth.“

Die zarte Gestalt neben ihm schauerte in sich zusammen, ihre Hand suchte sich vergebens von der seinen zu lösen. „Sei nicht grausam, Herbert,“ flehte sie, „ich wußte — ich ahnte es nicht — — —“

Er hörte nur halb was sie sagte. — „Du wußtest nicht was Liebe war, weißt es noch heute nicht, Kind,“ fuhr er weicher fort, „aber der Tag wird kommen, da wirst Du es begreifen, was es ist, um solche tiefe heiße Liebe, an der Du jetzt achtlos vorübergehen willst. Ich werde nicht müde werden zu warten und zu harren, wenn es auch dem heißen Blute dabei erscheinen wird, als würde die Zeit zur Ewigkeit, ich weiche nicht, und wenn Du mich auch wieder fort schickst, ich komme zurück, bis Du mir nicht mehr widerstrebst, bis Du doch zuletzt mein wirst!“ Die letzten Worte waren kaum hörbar gesprochen, das Mädchen hatte sie aber doch vernommen, und ihre Finger aus den seinen lösend, die sie langsam frei gaben, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und schüttelte traurig den Kopf. Es war inzwischen wieder dunkler geworden, der Mond hatte sich mit Wolken bedeckt und weiße Flocken tanzten in der Luft.

Die beiden jungen Menschenkinder verharrten schweigend nebeneinander, bis der Schnee stärker zu werden begann, und der Schnee rieselte langsam nieder und das Pferd knirschte ungeduldig am Zügel.

Da fuhr das Mädchen auf, strich die feuchten Haare aus der Stirn und bat mit gepreßter Stimme: — „Du sprachst beim Abschied von einem Briefe, der für mich bestimmt sei, der Einfluß haben sollte auf mein Leben! Sage mir näheres darüber, Herbert, laß mich nicht in solcher Unruhe zurück.“

Es war zu dunkel, als daß sie seine Züge hätte erkennen können, sonst hätte sie in ihnen den Kampf gelesen, der sich darin ausprägte. „Ich möchte Dirs noch gern ersparen,“ murmelte er, „und wüßte ich, daß Du hier noch länger bleibst in Deiner glückseligen Waldeinsamkeit, so könnte es auch sein, aber wer weiß wie alles kommt! Es ist besser Du bist gewarnt und vernimmst das Flehen von theuren Lippen, denen Du gelobtest in Liebe auch in der Ferne zu gedenken, und ein schweres Loos erträglicher zu machen, so viel es einst in Deinen Kräften stehen würde, sollte das auch nur durch ein persönliches Opfer möglich sein. Du entsinnst Dich Deines Versprechens Britta, Du warst noch ein halbes Kind als Du es gabst, aber so etwas vergißt sich nicht, darf nicht vergessen werden!“

„Ich weiß alles und habe nichts vergessen,“ klang es ihm zurück.

„Den Brief wollte ich heute Abend den Flammen übergeben,“ fuhr er fort, „wir waren ja so glücklich mit einander gewesen, ich meinte, es könnte nicht anders sein, als daß mein sehnsüchtiger Traum sich schon heute erfüllen müßte, und dann — ja dann hätte es des Briefes nicht mehr bedurft. Aber es ist anders gekommen, das Schreiben mußt Du nun haben, doch Du solltest es nicht aus meiner Hand empfangen. Gleichviel,“ schloß er bitter, „wir können uns gegenseitig nichts ersparen, und je eher man klar sieht, je besser ist es!“

Er zog aus seiner Brusttasche einen versiegelten Brief und legte ihn in die Hand des bebenden Mädchens. War es die Kälte, die sie zittern machte, oder war es die Erregung dieser Stunde